„Es gibt kein Stehen, nur ein Getragenwerden“

Plädoyer für eine diakonische Haltung der Gegenseitigkeit

Dr. Margit Herfarth, Studienleiterin Religionspädagogik, AKD

Eine zufällige Begegnung in einer kalten Winternacht: ein römischer Soldat, jung, stark und buchstäblich auf hohem Ross, sieht am Straßenrand – tief unter sich – einen frierenden Bettler in Lumpen. Da springt er vom Pferd, zerschneidet seinen warmen Mantel, gibt dem Bettler die eine Hälfte und reitet davon, immer noch jung, stark und auf hohem Ross. Dass die Erzählung von Sankt Martin so beliebt ist und so warme, helle Gefühle auslöst, lässt sich leicht erklären: es ist einfach schön, wenn jemand hilft. Auf jeden Fall ist es wunderbar, wenn die Barmherzigkeit gefeiert wird. Vielleicht steckt Martins Hilfsbereitschaft sogar an und motiviert zu eigenem Tun? Das wäre zumindest die leise religionspädagogische Hoffnung: dass die großen Barmherzigkeits- und Gerechtigkeitserzählungen, biblische oder außerbiblische, so etwas wie Einladungen sind, „sich auf das erzählte Projekt einzulassen. Was der ‚Held‘ kann, kannst du auch. Du kannst der Barmherzige, der Gerechte sein.“[1]

Doch lässt sich die Geschichte auch anders lesen: als Bild für das höchst ambivalente Gesicht des Helfens. Auf der einen Seite sehen wir in Geschichte und Gegenwart der Diakonie großartige, bewunderungswürdige Zuwendung zu den Hilfsbedürftigen. Auf der anderen Seite gibt es eine schon oft kritisierte, aber immer noch präsente asymmetrische Rollenverteilung und Rollenverhärtung in diakonischen Bezügen. Wer hilft und wer Hilfe empfängt, scheint klar zu sein. Um im Bild zu bleiben: Die Helfenden sind oben auf dem Ross, die Hilfeempfangenden unten im Straßengraben, als Objekte der Hilfe.[2] Es ist gar keine Frage, mit wem sich die Hörer*innen dieser Geschichte identifizieren werden.

Die asymmetrische Rollenverhärtung hat Folgen, für beide Seiten. Die Helfenden gewinnen durch ihre Rolle Macht und Stärke und werden dadurch möglicherweise blind für eigene Schwäche und Bedürftigkeit. Sie stehen in der Gefahr, sich zu überfordern, das berühmte „Helfer-Syndrom“ auszubilden und auszubrennen. Die Hilfeempfangenden wiederum stehen in der Gefahr, in ihrer Rolle „zementiert“ zu werden. Sie müssen hilfsbedürftig bleiben, damit die Helfer*innen helfend bleiben können. Das eingeübte Rollenmuster ist mächtig und schwer zu durchbrechen. Durchaus menschlich und verständlich, aber zutiefst problematisch ist es, dass die Helfenden Dankbarkeit und Zuneigung erwarten oder zumindest Kooperation der Hilfsbedürftigen. Wenn beides ausbleibt, können Gefühle von Frustration und (hilfloser) Wut entstehen. Diese Gefühle sind im diakonischen Universum nicht erwünscht, aber sind da – und werden von den Hilfeempfangenden durchaus gespürt. Es ist schwierig genug, Hilfe anzunehmen. Noch schwieriger ist es, auf Hilfe von überforderten und frustrierten Helfer*innen angewiesen zu sein.[3]

Diese „Schatten“ der Diakonie hat Michael Klessmann, Theologe und Pastoralpsychologe, eindrücklich beschrieben: der Wunsch der Helfer*innen nach Macht, Stärke und Herrschaft; die Sehnsucht, selbst geliebt und gebraucht zu werden; die Angst davor, die eigene Bedürftigkeit, Unsicherheit, Lieb- und Mutlosigkeit und vieles mehr an „ungewollten“ Gefühlen im eigenen Wollen und Handeln wahrnehmen zu müssen.[4]

1 So Hans-Jürgen Benedict: Barmherzigkeit und Diakonie. Von der rettenden Liebe zum gelingenden Leben. Stuttgart 2008, 25.

2 Siehe dazu Johannes Degen: Ein anderes Verständnis von Hilfe. Hilfeethos aus einer Religion der Freiheit. In: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hgg.): Studienbuch Diakonik. Bd. 2. Neukirchen-Vluyn 2006, 19.

3 Siehe dazu Gerd Theißen: Die Bibel diakonisch lesen: Die Legitimationskrise des Helfens und der barmherzige Samariter. In: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hgg.): Studienbuch Diakonik, Bd. 1. Neukirchen-Vluyn 2006. 88-90.

4 Michael Klessmann: Von der Annahme der Schatten. Diakonie zwischen Anspruch und Wirklichkeit. In: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hgg.): Studienbuch Diakonik. Bd. 2. Neukirchen-Vluyn 2006, 189.

Was hilft bei der Überwindung dieser „Schatten"? Der evangelische Pfarrer und Diakoniker Ulrich Bach (1931-2009), selbst im Rollstuhl, hat das theologische Nachdenken über die Diakonie maßgeblich verändert. Eines seiner wichtigsten Bücher, ein Plädoyer für eine „solidarische Diakonie", trägt den Titel „Boden unter den Füßen hat keiner". Dieser Titel ist einem Brief entnommen, den Franz Rosenzweig (1886-1929) im März 1920 an seine Schwägerin Ilse Hahn schrieb:

[...] *Kein Mensch kann sich selber helfen. Die Welt ist zwar voller Leute, die sich das einreden, aber es gelingt ihnen allen so wenig, wie es Münchhausen gelang, sich an seinem eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Jeder kann immer nur den anderen, der ihm gerade zunächst im Sumpfe steckt, beim Schopfe fassen. Dies ist der „Nächste", von dem die Bibel redet. Und das Wunderbare ist dabei nur, dass jeder selber im Sumpf steckt und trotzdem kann er den Nächsten herausziehen oder vielmehr vor dem Versinken bewahren. Boden unter den Füßen hat keiner, jeder wird nur gehalten von anderen „nächsten" Händen, die ihn bei Schopfe packen, und so hält einer den anderen und oft, ja meist ganz natürlich (denn sie sind ja gegenseitig sich „Nächste") beide sich gegenseitig. Diese ganze mechanisch unmögliche gegenseitige Halterei ist dann freilich erst möglich dadurch, dass die große Hand von oben alle diese haltenden Menschenhände selber bei den Handgelenken hält. Von ihr her und nicht von irgendeinem gar nicht vorhandenen „Boden unter den Füßen" kommt allen diesen Menschen die Kraft, zu halten und zu helfen. Es gibt kein Stehen, nur ein Getragenwerden.* [...][5]

Franz Rosenzweig, Historiker und jüdischer Religionsphilosoph, beschreibt hier mit Hilfe des eigenartigen Bildes der „mechanisch unmöglichen gegenseitigen Halterei" das, was Ulrich Bach als solidarische Diakonie bezeichnet. Wir als Menschen helfen uns gegenseitig – und diese gegenseitige Hilfeleistung geschieht aus dem eigenen Gehaltenwerden heraus. Weil ich gehalten werde, kann ich andere halten. Nicht, weil ich stärker, begabter und weniger bedürftig wäre, sondern weil ich um meine Grenzen, meine Bedürftigkeit und um mein Beschenkt-Sein weiß. Dieses Bild der Menschen im Sumpf und der großen, haltenden Hand müsste ein Gegengift sein gegen die falsche Idealisierung des Helfens und gegen die „traditionelle Einbahnstraße von Geben und Nehmen, von Starken und Schwachen"[6]. Kein Mensch gibt nur, kein Mensch nimmt nur. Beide, die (momentan) Hilfsbedürftigen und die (momentan) Helfenden müssen „gemeinsam durch gegenseitige Korrektur lernen, was es heißt, Hilfe zu geben und zu nehmen, die *Mündigkeit des anderen zu achten*, die eigenständige Entfaltung zuzulassen, den Willen des anderen zu respektieren und sich gegenseitig nicht zu überfordern."[7]

Welche Konsequenzen hat es für die Behandlung von diakonischen Themen im Religionsunterricht, wenn wir diese Perspektive einer diakonischen Haltung der Gegenseitigkeit einnehmen? Zum einen heißt es, die diakonischen Erzählungen nicht nur mit dem Ziel der Identifikation mit den Helfenden zu erarbeiten, sondern auch zur Identifikation mit denen, die Hilfe empfangen, einladen. Also nicht nur von dem auf dem hohen Ross, sondern auch von dem, der frierend im Schnee sitzt, eine *back story* ins Spiel bringen. Nicht nur Martin, sondern auch den Bettler mit einer Geschichte würdigen. Und die großen Gestalten der Diakoniegeschichte (durchaus kritisch) danach befragen, ob in ihrem Leben das Getragen-Werden, das Hilfe-Empfangen eine Rolle gespielt hat. Jeder und jede von uns kann geben und darf nehmen. Es gibt kein Stehen, nur ein Getragenwerden.

5 Franz Rosenzweig: Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften. Briefe und Tagebücher, 2. Band 1918-1929. Den Haag 1979, 667f.

6 Michael Klessmann: Von der Annahme der Schatten, S. 197. Siehe auch Hans-Jürgen Benedict, Barmherzigkeit und Diakonie. Von der rettenden Liebe zum gelingenden Leben. Stuttgart 2008, 27: „Es wäre schön, wenn Diakonie wegkäme von der Idealisierung der eigenen Ansprüche und Fähigkeiten, wie sie besonders von den leitenden Theologen betrieben wird, und wenn sie stattdessen einen barmherzigen Umgang mit den eigenen Grenzen und Schwächen entwickeln würde. Denn nur bei Anerkennung der Brüchigkeit des Lebens kommen wir zu dem angestrebten Prozess der Gegenseitigkeit beim Helfen."

7 Reinhard Turre: Partnerschaft von Hilfsbedürftigen und Helfern. In: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hgg.): Studienbuch Diakonik. Bd. 2. Neukirchen-Vluyn 2006, 29